



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

Aus Paris.

Anfang Juni.

Emil Girardin's Prozeß. — Bugeaud und Guizot. — Portugiesische Conflict. — Die
Persie des Einschreitens. — Parallele mit der Schweiz.

Der Prozeß des Herrn von Girardin, die Demission des Marschal Bugeaud und die Intervention in Portugal, sind die Hauptgegenstände, die die öffentliche Aufmerksamkeit in den letzten acht Tagen in Anspruch genommen haben. —

Die Anklage, welche die „Presse“ erhob, daß Pairsstellen, Orden zc. verkauft worden seien, war schwer genug, um von der einen oder anderen Behörde aufgefaßt und verfolgt zu werden. Daß man wartete, bis die Pairskammer selbst dagegen zu Felde zog, ist wahrscheinlich ein neuer Mißgriff der Regierung gewesen, da auf diese Weise eine Privilegienfrage zwischen der Deputirten- und der Pairskammer entstehen mußte, und man so jedenfalls erst auf einem Umwege zu einer Entscheidung gegen Herrn von Girardin kommt. Diese Entscheidung selbst wird doppelt zweifelhaft, da selbst, wenn die Deputirtenkammer die Anklage erlauben sollte, es Herr von Girardin nicht schwer fallen wird, den Herren Pairs zu beweisen, daß sein Angriff auf keinen Fall gegen sie gerichtet war, sondern vielmehr ihre Würde gegen die Corruption des Ministeriums in Schutz nahm. Genug, die Sache ist, wie sie jetzt steht, verkehrt eingeleitet. Vielleicht aber rettet Herr von Girardin die Regierung. Dieser kluge Schütze hat in der letzten Zeit allerlei Fehlschüsse gethan. Herr v. Girardin stellte seine erste Anklage so offen hin, daß er den Eindruck machen mußte, als ob die Regierung und die Minister Pairsstellen für 80,000 Fr. verkauft oder wenigstens feil geboten hätten. Seit er selbst aber als Angeklagter erscheint, schraubt er seine Worte so, daß es nur zu klar wird, wie er mehr hat glauben machen wollen als er zu beweisen im Stande ist. Deswegen versteckt er sich auch hinter sein Deputirtenprivilegium, um die Anklage der Pairskammer zurückzuweisen, und hinter seine Stellung als Angeklagter vor der Pairskammer, um dem Bureau der Kammer seine Beweise vorzulegen. Es ist ihm nicht recht geheuer bei der Sache, und seine Beweise sind höchst wahr-

scheinlich der Art, daß sie ihn nicht retten und weder der Pairskammer noch dem Ministerium viel zu schaden im Stande sein werden. Herr von Girardin soll Briefe besitzen, aus denen hervorgeht, daß der frühere Gerant der „Epoque“ einem hiesigen Banquier vage Hoffnungen auf die Pairswürde gemacht habe, wenn er sich zu einem Geldopfer von 80,000 Fr. zum Ankaufe der „Epoque“ verständigen wolle. Das würde nur beweisen, was alle Welt weiß, nämlich, daß die Epoque nach allen Seiten hin Angeln auswarf und überall im Trüben zu fischen suchte. Der Banquier hat angebissen und dabei einige 20—30,000 Franken eingebüßt. Aber was geht denn das die Minister an? Diese Frage ist es, die Herr von Girardin im Schach hält, und es ist nicht unmöglich, daß der feine Spieler, der so oft seine Mitspieler hineinzureiten wußte, diesmal nicht zuletzt lachen wird.

Die zweite Thatsache, die uns sehr viel zu schaffen macht, ist der Rücktritt des Marschal Bugeaud von der Statthalterschaft in Algier. Wer die französischen Blätter liest, wird auch wenigstens ein Duzend Ursachen kennen, die den tapferen Marschal zu diesem Schritte veranlaßt haben. Aber ein Duzend Ursachen — das ist des Guten zu viel. Es ist zwar selten genug, daß uns Eine einzige in unseren Handeln bedingt, und deswegen mögen auch bei dem Marschal Bugeaud mehrere zusammentreffen. Er soll unwohl sein und der Ruhe bedürfen. Aber die hätte er auch ohne Abschied erlangen können. Es ist höchst wahrscheinlich, daß er mit der Wahl des Generals Trezel zum Kriegsminister nicht einverstanden ist. Dieser war nie ein unbedingter Anhänger, sondern im Gegentheile nach sehr vielen Richtungen hin, ein Gegner des Systems, das der Marschal in Algier befolgte. Es herrscht überdies eine gewisse innere Abneigung zwischen Herrn Guizot und Herrn Bugeaud. Beide sind ziemlich feste Charaktere, und beide wußten dennoch stets sich dem „System“ so schön zu fügen, daß die geschmeidigste Hofgewohnheit nicht seiner hätte zu Werke gehen können. Beide sind kräftige, muthige, ja fast kecke Naturen; sie gleichen sich in ihrem Wesen — trotz der äußern Verschiedenheiten — so sehr, daß sie sich höchst wahrscheinlich Einer den Andern auf's Herzlichste hassen und zugleich fürchten. Diese Furcht — wem das Wort nicht behagt, suche ein anderes, es kommt darauf nichts an — hielt sie zusammen. Ich müßte sehr irren, oder diese Furcht, diese Hochachtung, diese Schätzung — wie's Ihnen beliebt — besteht nicht mehr wechselseitig. Der alte „paysan du Danube“, wie Herr Bugeaud oft genannt wurde, ist listig wie die Bauern es oft sind, und diese List mag ihn veranlassen, Herrn Guizot in einem Augenblicke den Rücken zu kehren, wo sein Stern sich zum Untergange senkt. Der ehemalige Gouverneur von Algier — sieht vielleicht im Geiste die Erbschaft des Marschals Soult über seinem Haupte schweben, und verläßt Algier, um beim Sterbebette zu sein, wenn das kranke Ministerium den Geist aufgeben sollte.

Die Intervention in Portugal hat uns ebenfalls viel Schweiß und Dinte gekostet. Sie ist gewiß auch eine der schönsten Geschichten der Neuzeit. Es liegt ein Unrecht, zugleich eine Feigheit, zugleich eine Persidie in ihr. Unrecht ist es, wenn man die Königin erst Alles versuchen ließ, um die Junta zu vernichten, und jetzt eintritt, wo die Junta von ihrem Siege Garantien für die Zukunft hoffen konnte. Es liegt eine Feigheit darin, daß man gegen das schwache

Portugal so muthig ist, während man gegen das stärkere Spanien so klug zu Werke ging. Es ist aber perfide, wenn man durch eine solche Intervention verhindert, daß eine kräftige Partei in Portugal an's Ruder komme. Hätte man der Königin geholfen, ein festeres absolutistisches Regierungssystem durchzusetzen, oder der Junta ein freieres Volksleben zu begründen, so würde Portugal höchst wahrscheinlich in dem einen wie dem anderen Falle an Kraft gewonnen haben. Aber die Intervention, wie sie jetzt stattfindet, fesselt zwei sich auflösende, sich wechselseitig vernichtende Kräfte aneinander, und bedingt so die Ohnmacht beider. Es ist das höchst wahrscheinlich die Absicht, sicher wird es die Folge der Intervention sein. Daß es die Absicht ist, scheint uns in demselben Augenblick durch ein Actenstück, das an einem andern Orte in's Leben trat, ziemlich klar bewiesen zu sein. Der französische Gesandte in der Schweiz hat der Berner Regierung erklärt, daß Frankreich, im Einverständniß mit Oesterreich, die Cantonalunabhängigkeit gegen eine mögliche Centralorganisation der Schweiz verbürgen zu müssen glaube. Das heißt: die Schweiz darf nicht kräftig werden, darf nicht wie wir ein Ganzes bilden, weil wir dann nicht mehr den Herrn und Meister in ihr spielen könnten. In Portugal heißt es: keine Partei darf mächtig werden, weil wir dann weniger mächtig sein würden. Es erinnert das an die Art, wie Rom die Ohnmacht seiner Nachbarn zur Bedingung seines Bestehens machte. Aber diese Ohnmacht selbst führte am Ende zum Untergange Roms. Eine andere Politik würde die lebenskräftigen Staaten zweiten Ranges in Schutz nehmen und erstarken. Das thun auch die starken Völker so lange sie stark sind. England half Holland frei und Preußen groß machen. Und auch Frankreich suchte einst in der Schweiz eher einen mächtigen Bundesgenossen als eine ohnmächtige Matière à exploitation. Aber es scheint, als ob es in Europa kein Volk gäbe, das heute kräftig genug war, um zu denken, daß ein kräftiger Nachbar ihm lieber als ein vernichteter sei. Wenn Neuschatel sagte: die Schweiz wird selbst wissen, was sie zum Besten der Schweiz zu thun hat — so würde der Einfluß Frankreichs auf die Schweiz vielleicht für immer zernichtet sein. —

J. — 9.

II.

Mus Berlin.

Mitte Juni.

Weitere Schicksale der Ostbahn. — Die Einkommensteuer und ihre Gegner. — Das englische Parlament und die Preußen. — Camphausen. — Die Majoritäten und die Regierung. — Unbehagliche Situation des Landtags. — Die Judenfrage. — Der Schluß des Landtags.

In der Sitzung des 5. beschloß der Landtag auf den Antrag des Abgeordneten von Brünneck, dem Könige anheimzugeben, die Arbeiten an der Ostbahn aus den laufenden Staatsmitteln, so weit diese ausreichten, weiter führen, dem nächsten vereinigten Landtage aber eine neue Proposition darüber zukommen zu lassen. Die Stände deuteten durch diesen Beschluß die Hoffnung an, daß bis zum nächsten Landtage die rechtlichen Bedenken, welche jetzt einer Garantie ihrer

seits entgegenstehen, gehoben sein werden, und erklärten zugleich ihre Zustimmung zu dem Project selbst. Nichtsdestoweniger hat die Verweigerung der Garantie höchsten Ortes den allerunangenehmsten Eindruck gemacht; den Beweis dafür gibt die Einstellung der Arbeiten an der Weichselbrücke, welche uns die Allgemeine Preussische Zeitung vor einigen Tagen brachte.

Das verhängnißvolle Geschick, welches bisher alle unsere Regierungspropositionen vor den Ständen erlitten haben, hat auch die Einkommensteuer betroffen, die am 10., 11. und 12. von den vereinigten Curien berathen wurde. Zuerst wurde die Frage „Soll eine Einkommensteuer zum Ersatz der Mehl- und Schlachtsteuer nach dem Prinzip der Selbsteinschätzung erhoben werden“ mit großer Mehrheit verworfen, hierauf auch die Einkommensteuer im Allgemeinen. Diesmal waren es die Freunde der Regierung, bei denen dieselbe den heftigsten Widerstand fand, so wie allerdings auch bei einem bedeutenden Theile der Liberalen, namentlich bei den Vertretern der Städte. Die Bourgeoisie und die Aristokratie boten sich freundschaftlich die Hand, um eine Besteuerung der Reichen zu Gunsten der unteren Volksklassen zu verhindern. Drei Procent vom Einkommen würden allerdings mancher fürstlichen oder gräflichen Herrschaft, so wie mancher reichen Firma ein etwas bedeutenderes Steuerquantum auferlegen, als die 144 Thaler der ersten Klasse der Klassensteuer. Wir müssen jedoch einer Fraction der Liberalen anerkennend Erwähnung thun, die für die Einkommensteuer in die Schranken trat. Vor Allen vertheidigte sie Camphausen in einer meisterhaften Rede, wie denn überhaupt dieser Deputirte in der letzten Zeit ein Rednertalent bewiesen hat, das ihn neben Vincke und Beckerath stellt, welche drei unstreitig als die begabtesten Redner des Landtags betrachtet werden können. Camphausen muß von seinem Gegenstande ergriffen sein, um wahrhaft beredt zu werden, dann ist er es aber auch mit hinreißender Gewalt. Außer ihm, nahmen noch hauptsächlich Hansemann und von Auerswald für die Einkommensteuer das Wort. Doch vergeblich; sie fiel unter den vereinigten Angriffen der Landlords und Geldmänner. Der preussische Landtag von 1847 hat also nicht so viel Uneigennützigkeit bewiesen, als das englische Parlament von 1842, in welchem eine Torymajorität die reichen Klassen zu Gunsten der Armeren besteuerte. Deshalb möge man nicht über unsere Deputirten den Stab brechen; denn abgesehen von dem drängenden Deficit, welches dem Parlament diese Maaßregel abnöthigte, werden derartig durchgreifende Reformen viel leichter in einem Staate mit parlamentarischer Regierung durchzusetzen sein, als in dem unsrigen, wo das deutsch-ständische Prinzip vorherrscht, nämlich Stände und Regierung sich einander gegenüberstehen, ohne daß die Letzere durch die Majorität der Ersteren bestimmt würde. Ein kühner Minister in einem parlamentarischen Staate, der zugleich Chef einer Partei ist, wird durch seinen Einfluß auf dieselbe ihr Beschlüsse abnöthigen, die oft nicht mit ihren Wünschen harmoniren, die sie aber zum Opfer bringt, um nicht das Ministerium und zugleich ihre eigene Herrschaft zu stürzen. So zog Robert Peel die widerstrebende Torypartei vier Jahre lang hinter sich her, von einer Reform zur andern. Unsere Minister sind aber weit entfernt, Leiter der Majorität zu sein, die auch nicht das geringste Opfer bringen wird, um sie an ihren Plätzen zu erhalten. Es ist daher eine Redensart, um die Regierungsges-

walt zu stärken, dürfe man in Deutschland dem parlamentarischen Prinzip, der Regierung der Majoritäten, nicht nachgeben; grade dies Prinzip macht eine Administration stark, denn sie stützt sich auf die Mehrheit der Kammer, während unser deutsch-constitutionelles Prinzip nur einen ewigen fruchtlosen, langweiligen Krieg zwischen der Majorität und der Regierung zur Folge hat, die sich gegenseitig an Allem hindern und selten etwas Ganzes und Genügendes zu Stande bringen. Man braucht übrigens noch kein Anhänger des parlamentarischen Prinzips zu sein, um über die Stellung unseres Ministeriums zu dem Landtage in Stauden zu gerathen, dessen Propositionen sämmtlich mit einem Gelat durchfallen, wie man es in gleicher Weise wohl kaum, seit es irgendwo ständische oder constitutionelle Regierungen gibt, gesehen hat. Dazu kommt der Rechtsconflict, daß die Mehrheit der Stände stets nach andern Verfassungsgesetzen verfährt, wie die Minister, eine Situation, die so unnatürlich ist, daß sie auf eine oder die andere Weise beendigt werden muß. Der Regierung bleibt nur übrig, einen Schritt vorwärts oder einen zurück zu thun, entweder die verlangten Concessionen zu machen, oder das Patent vom 3. Februar zurückzunehmen und in alter Weise weiter zu regieren. Die jetzige Lage compromittirt gradezu das monarchische Prinzip und wird Regierern wie Regierten, je länger sie dauert, desto unerträglicher. Hier trägt man sich in gutunterrichteten Kreisen mit dem Gerücht, daß höchsten Ortes der Unwille über das Verfahren der Stände sehr groß, und die zweite der vorhin bezeichneten Alternativen beschloffen sei. Wir können dem keinen Glauben beimessen, wir haben noch immer so viel Vertrauen in die Einsicht der Regierung, daß wir es für unmöglich halten, sie werde eine Bahn einschlagen, deren gefahrvolle Klippen auch dem Blindesten nicht entgehen können.

Am 12. hat die zweite Curie mit fast Stimmeneinhelligkeit beschloffen, den König um Vertagung des Landtags und um Wiedereinberufung in einer gelegeneren Zeit (etwa zum Winter) zu bitten. Nach der in den Regierungskreisen vorherrschenden Stimmung ist die Gewährung dieser Bitte nicht wahrscheinlich. Ob jedoch die Stände schon am 19. geschlossen oder abermals verlängert werden, läßt sich noch nicht mit Bestimmtheit sagen.

Vorgestern begann die zweite Curie die Berathung des Judengesetzes, die in der Herrencurie bereits am 12. begonnen hat. In der Curie der drei Stände hat der Gesetzentwurf so gut, wie gar keine Aussichten auf Annahme. — Der Gesetzentwurf wird in seinen einzelnen Artikeln durchdebattirt und abgestimmt. Die Bestimmung, daß die Judenschaft eine besondere Corporation bilden soll, ist bereits mit großer Majorität verworfen worden. Von Seiten der Opposition haben sich besonders die Herren v. Vincke, Beckerath und Camphausen hervorgethan, die sich sämmtlich für eine politische Emancipation der Juden aussprachen. Herr v. Vincke erklärte in seiner Rede unter andern, daß er nur den Leuten, die an Gott und Unsterblichkeit nicht zu glauben erklärten, die politischen Rechte entzogen wissen wolle. Das Nähere ist in der Preuß. Allegem. nachzulesen. — Herr von Beckerath hat zum §. 1 des Gesetzentwurfes ein Amendement auf die politische Emancipation der Juden gestellt, welches wahrscheinlich heute zur Abstimmung kommen wird. Die Annahme desselben ist nicht zu erwarten, da unter den Abgeordneten des Landes sowohl, Ritterschaft und Landgemeinden, als der

kleinen Städte, das Vorurtheil gegen die Juden noch zu groß ist. Doch läßt sich auf eine bedeutende Minorität dafür rechnen. Künftige Landtage werden berufen sein, dieses Humanitätsprinzip zum Siege zu verhelfen. — Ueber die Wahl der Ausschüsse wird nach der Erklärung des Landtagscommissarius nicht eher etwas entschieden werden, als bis sich der Herrenstand darüber ausgesprochen hat.

Wie ich so eben höre, wird eine bestimmte Verlängerung des Landtags nach der am 19. d. M. abgelaufenen Frist nicht stattfinden, sollte gerade an diesem Tage eine Discussion unbeendigt sein, so wird die Beendigung derselben gestattet werden. Der Schluß der Sitzung ist demnach in den ersten Tagen der nächsten Woche zu erwarten. Wie man hört, wird der König in Person den Landtag schließen.

D.

III.

Aus Tirol.

Unterinnthal Anfangs Juni.

Die Landstände. — Protestation gegen Eisenbahnen. — Wirthe und Wirthshäuser. — Die Zeichnungen für die Venedig-Wirner Bahn. — Zur Ermunterung.

Unsere Landstände waren wieder beisammen! Wie in anderen Jahren, so war auch heuer ihr Zusammentritt durch das Steigen der Preise für Hühner, Wildpret, Spargel und andere eßbare Dinge, und ihr Auseinandergehen durch das Fallen derselben auf den Innsbrucker Wochenmärkten bezeichnet, in der Regel fast die einzige Lebensäußerung der versammelten Väter des Vaterlandes. Was geschieht und berathen oder nicht berathen wird, so lange die Herren beisammen sind, davon erfährt das Publikum, für dessen Wohl sie sorgen, wenig oder nichts. Von frühern Zeiten her wissen wir, daß man sich die rothen Fracks für den Ritterstand, die Einsetzung des Herz = Jesu = Festes und die Wiedereinführung eines Bettelmönchordens als besondere Zeichen kaiserlicher Huld erbeten, und in frischester Erinnerung ist es uns noch, daß, als man im ganzen Lande keine sechs Gymnasialprofessoren, die wissens- und glaubenstüchtig genug wären, zu finden wußte, man die Herbeirufung der Gesellschaft Jesu behufs der für Zeit und Ewigkeit zweckmäßigsten Dressur der hoffnungsvollen tiroler Jugend veranlaßte. Ein überglückliches Land fürwahr, das zu seinem vollkommenen Heil nichts braucht als rothe Fracks und einige spanische Reitmeister für seine Buben! —

Glück macht übermüthig; was Wunder nun, wenn bei den diesjährigen Verhandlungen, über deren größte Zahl indessen noch ein ägyptisches Dunkel liegt, bei Gelegenheit der Eisenbahnfrage die drei wohlhabendsten Gerichte von Nordtirol: Kitzbühl, Hopfgarten und Kufstein gegen die Errichtung einer solchen feierlich protestirten? Die Gründe, mit welchen die Protestation unterstützt wurde, waren dieselben, welche vergangenes Jahr zu eben dem Zwecke gebraucht wurden, nämlich: das wahrscheinliche Zugrundegehen von manchem Wirthshause an der Landstraße und die Schmälerung des — Vorspann = Verdienstes. Beim Licht be-

trachtet gibt's aber da keinen Unterschied, denn Wirth und Vorspanner sind in der Regel eins und dasselbe. Was aber ein Wirthshaus und ein Wirth bei uns ist und zu bedeuten hat, das läßt sich nicht so leicht errathen. Das Wirthshaus ist für den tiroler Bauern offenbar mehr als für einen guten Germanen die Regensburger Ballhalla, und der Wirth mit rother Nase und weinunterlaufenen Augen steht ihm unter gewissen Umständen immerhin höher als einem alten Griechen die ekstatische Pythia auf goldenem Dreifuß. Dieser Respect vor solchen Autoritäten ist nicht den Bauern allein eigen, sondern wird auch von vielen „Herren“ getheilt. Im Wirthshaus wird berathen und beschossen über alle Dinge des Gemeindelebens, und so häufig es im Staatsrath in Wien die Ansicht des Referenten durchsetzt, so bei uns auf dem Dorfe die des Wirthes. Leicht zu begreifen ist es daher, daß beim tirolischen Landtage das Wirthshaus und sein Signer eine mächtige Vertretung finden, aber von Herzen bedauern muß man heutzutage noch eine solche veraltete Anschauungsweise des Nutzens und Schadens einer Eisenbahn durch unser Land austauschen zu sehen. Eine Bahn, die das adriatische Meer mit Süd- und dieses mit Nordtirol und Baiern verbindet, ist nach der Ansicht aller vernünftigen Leute die nächste Lebensfrage für ganz Tirol.

Dies wird schon geraume Zeit als ausgemachte Sache betrachtet, die keiner weiteren Diskussion mehr bedarf, nur über das wo und wie? hatte man sich noch nicht geeinigt. Zu diesem Zweck wurde nun unlängst eine Besprechung zwischen den vorzüglichsten Geldmännern, die sich von Venedig bis Augsburg finden, gehalten, und man ist dahin übereingekommen, bei der Regierung die Bewilligung zu einer Bahn nachzusehen. Die Bahn selbst würde nach Qualizza's Vorschlag von Venedig über Verona, Roveredo, Trient und Bogen, vorerst nur nach Brigen führen. Von da werden Personen und Waaren für jetzt mittelst Gilsfahrten über den Brenner nach Innsbruck gebracht werden, wo sie dann wieder auf der Eisenbahn durch das Unterinntal über Kufstein nach Baiern befördert werden sollen. Wie ich aus guter Quelle höre, so sind hierzu bereits 36 Millionen Gulden unterzeichnet.

Auf denn, Venedig, du stolze Dogenstadt, du alte Löwin von Adria, rüttle sie wieder deine mächtigen Glieder nach langem, langem Schlaf! und du mein liebes theures Tirol, schaffe und arbeite, und verhüte es, daß dir nicht alle Lebensfäden nach außen abgeschnitten werden; in's kernfeste Herz hat man dir ohnedies viele Tropfen schwarzen Giftes geschüttet, und du hast dich trotz deiner frischen Lebenskraft vor innerer Fäulniß wohl zu wahren. Benutze getreu deine Mittel, welche dir Natur und Industrie darbieten, erschrick nicht vor dem Gespenst einer Bruck-Salzburger Bahn, und verweise die geistesunmündigen Vertreter von Kufstein, Ritzbichl und Hopfgarten ihre wahren und allgemainen Interessen besser zu bedenken, mahne sie daran, wenn sie ihr Muthschen erproben wollen, lieber gegen das unselige Holzausfuhrverbot, von welchem gerade diese Gerichte allein viele tausend Gulden jährlichen Schaden haben, zu Felde zu ziehen, als auf dem für sie sterilen Boden der Eisenbahnfrage, zu deren richtigen Beurtheilung ihnen alle Competenz fehlt.

IV.

Aus Stuttgart.

Frühling und Hochsommer. — Cannstadt und die Badeärzte. — Die Unruhen und das Militär. — Die Untersuchungen. — Der Rheinische Beobachter lobesam. — Uebertriebene Vorsichtsmaßregeln. — Fräulein Bayer. — Neue Engagements.

Will man einen angenehmen Eindruck von Stuttgart gewinnen, so muß man es im Frühling, zur Zeit der ersten Baumbliithe und wenn die Nebstöcke zu grünen beginnen, besuchen. Dann nimmt sich die Stadt in ihrem engen, grünen Bergkessel wunderlich aus, die ganze Atmosphäre ist mit aromatischem Dufte angefüllt, und steht man um diese Zeit an einem schönen Abend, wo die scheidenden Strahlen der Sonne dies Alles mit purpurnem Lichte umsäumen, auf einem gut gewählten Punkt einer der nächsten Berge, so muß man aus voller Brust in den Ausruf, den schon vor 300 Jahren Ulrich v. Hutten gethan haben soll: „Stuttgart ist ein irdisches Paradies!“ einstimmen. Aber nur die kurze Frühlingszeit und etwa noch einige Herbstwochen sind dem Orte günstig, im heißen Hochsommer muß es in diesem engen, wasserlosen Thale, wo die Berge den Luftwechsel verhindern, die Sonnenhitze hingegen mit doppelter Stärke zurückwerfen, furchtbar heiß und beklommen sein. Alles was nur irgend kann, flieht dann auch aus Stuttgart fort.

Cannstadt, das jetzt mit der Eisenbahn in 6 Minuten zu erreichen, ist das Eldorado, wo man wenigstens frische Luft und kühles Neckarwasser zum Baden und auch in den Mineralquellen Schutz gegen Leiden finden kann. Letzteres behaupten wenigstens die Cannstädter Brunnensäler eben so wie ihre Collegen in der ganzen Welt, denn alle diese Herren bestreben sich, ihre Bäder als wahre Universalmittel anzupreisen und Fremde *coûte qui coûte* heranzuziehen. Wenn aber Cannstadt auch für Stuttgart von großer, gar nicht genug zu schätzender Annehmlichkeit ist, so begreifen wir nicht, wie Fremde es sich gerade zum längeren Aufenthaltsorte auswählen können. Es trägt einen viel zu provinziellen, echt schwäbischen Charakter an sich, als das Ausländer sich daselbst wohlgefallen können. Der Schwabe, bei allen seinen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, besitzt selten die Gabe einer leichten, angenehmen Geselligkeit oder gar Zuverlässigkeit gegen Fremde. Dazu ist es noch in Cannstadt, besonders was die Preise der Wohnungen anbelangt, fast so theuer als in Baden-Baden oder andern großen Bädern, ohne daß man irgendwie sonderliche Agreements dafür erhielt.

Dieser Mai ist den Stuttgartern theilweise durch ihren Theuerungstumult verdorben worden; derselbe war an und für sich ganz unbedeutend und hat nur durch die Wichtigkeit, welche man ihm von einigen Seiten so gerne auf künstliche Weise geben wollte, wirklich einige Bedeutung erhalten. So hat man denn bisher untersucht und wieder untersucht, um eine ausgedehnte, nach tiefen Plänen handelnde communistische Verschwörung zu entdecken, aber bisher noch zu keinem Resultate gelangen können, so daß man die Mehrzahl der Verhafteten, worunter sich besonders sehr viel Buchdrucker befanden, schon wieder auf freien Fuß gesetzt hat, und das Ganze sich fast in ein Nichts auflösen wird. Einige Gefellen haben wohl vor dem Be-

ginn des Tumultes sich über die Art und Weise, wie er anzustellen, besprochen und nachher, als die Cavallerie auf die dichtgedrängte Masse einhieb, aus natürlichem Instinkt sich durch vorgeworfene Wagen, die grade zur Stelle waren, zu schützen gesucht; dies ist die ganze künstliche Anlage und Leitung, wovon man so viel gefabelt. Der „Rheinische Beobachter“ freilich, der sich auch von hier wie von überall Bären aufbinden läßt, enthielt zwar eine Correspondenz à la Münchhausen, worin sehr viel von großer communistischer Verschwörung elegant gekleideten Männern mit Masken vor den Gesichtern, unter den Tumultuanten und einer gefundenen abgehauenen Hand mit einem goldenen Siegelring u. s. w. stand, ist aber, wie es diesem Klatschblatt oft zu geschehen pflegt, hier tüchtig ausgelacht und verspottet worden. Trotzdem, daß seit jenem Abend auch nicht die mindeste Ruhestörung vorgekommen, oder auch nur zu befürchten ist, dauern die außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln denn doch noch immer fort. Posten von Infanterie stehen an vielen Orten, wo sie sonst fehlten, und Cavallerie-Patrouillen durchreiten des Abends alle Straßen. Wenn nun auch dies Niemanden stört, so ist dies doch nicht mit Schließung aller öffentlichen Lokale schon um 10 Uhr der Fall, die jetzt auch noch ausnahmsweise stattfindet. Grade im Sommer, wo die späten Abende so schön sind, ist dies doppelt lästig, und man kommt jetzt leicht in Gefahr, bei der Rückkehr von einem Spaziergang oder aus dem Theater, wenn dasselbe gar bisweilen bis gegen drei Viertel zehn Uhr dauert, hungrig und durstig zu Bett gehen zu müssen, denn mit dem Schläge zehn Uhr wird man unerbittlich aus jedem öffentlichen Lokale hinausgetrieben.

Uebrigens ist es uns doppelt schmerzlich, daß grade in Württemberg, einem in vieler Beziehung am mildesten und gerechtesten regierten Staaten Deutschlands, solche Tumulte vorkommen mußten und man sogar sich nicht scheute, das Herz eines wahrhaft edeln Monarchen zu betrüben. Möge daher die wirklich Schuldigen die Strafe des Gesetzes treffen, Unschuldige aber nicht durch lächerlichen Argwohn und Verfolgungsspeß geplagt werden.

Das hiesige Theater entfaltete in letzter Zeit viel Regsamkeit, und Baron Gall beginnt allmählig in der Gunst des Publikums, die ihm anfänglich sehr spärlich zu Theil ward, zu steigen. Unter den vielen Gästen aller Art, die in letzter Zeit hier auftraten, machte Fräulein Bayer aus Dresden in ungewöhnlicher Weise Furore, und es ist nur Eine Stimme über den innern Gehalt und die äußere Grazie dieser acht deutschen Künstlerin, die man mit um so größern Opfern hier engagiren möchte, als grade ihr Fach ungenügend besetzt ist, nachdem Fräulein von Stubenrauch, die in diesem Rollenkreis noch immer vermißt wird, sich ganz von der Bühne zurückgezogen hat. Sonst gastirten noch mit vielem Beifall (so daß sie in Folge dessen auch engagirt worden): der Bassist Lehr aus Hamburg und die Soubrette Mad. Goltermann aus Schwerin. Letztere in Spiel, Gesang und äußerer Erscheinung mit Recht zu loben; die übrigen Gäste waren unbedeutender, ausgenommen etwa noch Herr Neer aus Coburg.

J—s.

V.

Aus Süddeutschland.

Die Ordenswuth. — Ihr Einfluß auf Staatsverträge. — Nordamerika. — Portugiesische Freigebigkeit.

Es muß doch ein gar wunderliches Ding um einen Orden sein, daß manche als vernünftig angesehen sein wollende Menschen ihr ganzes Leben darnach haschen und ringen so ein buntes Bändlein oder Kreuzlein zu bekommen. Fallstaf sagt: „was thue ich mit der Ehre, sättigt sie mich? nein! tränkt sie mich? nein! kann ich mich damit zudecken wenn mich friert? nein! Also was thue ich damit?“ Wir Menschen sind doch oft aus wunderlichen Stoffen zusammengesetzt und schwer zu ergründen. Besonders je höher Jemand in der Gesellschaft steht, je mehr ihm sonst schon Ehre und Rang aller Art zu Theil wird, desto stärker wächst auch seine Ordenskrankheit, denn so darf man es wohl mit Recht nennen. Was ist schon Alles eines Ordens wegen geschehen, was unterlassen? Es müße in der That einen hübschen Betrag zur Geschichte des Menschengeschlechtes geben, könnte man nur ein Hunderttheil dieser Fälle in voller Wahrheit schildern. Menschen, die ganz besonders Orden zu lieben pflegen, sind unsere Diplomaten, in deren Händen ja das Wohl und Wehe der Nationen liegt. Bei Abschließung von Verträgen wird stark Bedacht darauf genommen, daß ja auch ein Bändlein und Sternlein mit dabei abfällt, und oft sehr wichtige allgemeine Interessen diesem noch wichtigeren speziellen untergeordnet. Es ist schade, daß die vereinigten Staaten von Nordamerika keinen Orden haben. Wir glauben fest, der viel gehoffte Handelsvertrag des Zollvereines mit demselben wäre sonst schon lange zu Stande gekommen. So freilich mag es noch viele Jahre damit währen, ja wird wahrscheinlich, wie schon so oft Aehnliches von uns geschah, so lange aufgeschoben werden, bis ein anderer klügerer Staat, dessen Vertreter nicht so sehr diese Ordenswuth besitzen, uns zuvorkommt, und für sich Vortheile gewinnt, die wir selbst hätten haben können. Doch was macht dies unseren Diplomaten? Da hat Portugal es doch ganz anders verstanden; seine bunten Kreuze, die es mit so überschwenglicher Freigebigkeit zu Duzenden austheilte, haben bewirkt, daß das ganze Prinzip des Zollvereines vor ihnen zu Schanden ward. Diesem gemäß sollte derselbe nur vereint Handelsverträge mit auswärtigen Staaten abschließen können, jedem einzelnen Vereinslande dies aber untersagt bleiben. Doch der portugiesische Gesandte, der wohl auch gerne möglichst viele verschiedene dieser Orden mit nach Lissabon bringen wollte, wußte den Repräsentanten unserer einzelnen Staaten es einleuchtend zu machen, daß ihnen ja auf diese Weise die hübschen portugiesischen Dekorationen entgehen würden. Dies zog, eilig wurde das ganze System des Aneinanderhaltens zerstört, und ungedenk des gegebenen Versprechens, schloß jeder einzelne Staat, oder Staatlein, gleichviel, ob er (wie es bei Manchen im Innern von Deutschland der Fall ist), auch nicht für einen Kreuzer Werth Handelsverbindungen mit Portugal hat, einen eigenen weitläufigen Handelsvertrag mit demselben ab. Alle Parteien,

welche beim gegenseitigen Umtausch der Orden betheiligte waren, freuten sich über ihr Meisterstück; das Ausland sah aber mit Staunen und nicht ohne Schadenfreude, daß das System des Zollvereins nicht einmal stark genug, um portugiesischen Orden Widerstand leisten zu können!

W.

VI.

Aus Prag.

1.

Die Bäckeremeute. — Die Juden als Sündenbock. — Verfälschung der Lebensmittel. — Die Milchverkäufer. — Graf Wallis. — Die Dampfmühle. — Böhmisches und bairisches Bier. — Die Bierbrauer und die Finanzwache.

Sie werden bereits gehört haben, daß auch wir unsern Bäckerladen-Krawall gehabt haben, der dieses Jahr wie eine Epidemie die deutschen Städte durchzieht. Scenen dieser Art sind übrigens seit einigen Jahren etwas häufiger Natur bei uns. Die Druckeremeute vor drei Jahren hat man den Juden in die Schuhe geschoben. Unter unsern Bäckern, Müllern und Bierbauern befinden sich aber keine Juden, d. h. keine Israeliten, denn Juden im Nebeninne gibt es da mehr als im fünften Hauptviertel! Eigentlich müßte sich die hiesige Judenschaft bedanken, daß man sie von den „ehrfamen“ Bäckern, Müllern und ähnlichen Zünften ausschließt, denn wäre nur ein Jude darunter, so hätte die ganze Zunft alle ihre Missethaten diesem Einzigen in die Schuhe geschoben und der löbl. Magistrat als „Vertreter der Bürgerschaft“ hätte um der Popularität willen Chorus gemacht, und nach einigen herkömmlichen Judendurchprügelungen, Fensterinwerfen, Sep-Sepmarseillaisen wären die Mißbräuche beim Alten geblieben. So aber kann dem abrahamitischen Sündenbock dieses Mal die Schuld nicht aufgeladen werden und wir müssen schon in christlicher Liebe und Demuth in unserer eigenen Mitte nach den Wurzeln der Uebelstände graben und sie auszurotten suchen, so gut oder vielmehr so schlecht es geht.

Der Verkauf von Lebensmitteln wird leider bei uns bei weitem nicht mit der Umsicht und Strenge überwacht, um vor dem täglich sich wiederholenden Betrug zu schützen. Die bestehenden Marktvorschriften beurkunden zwar die besten Absichten, aber sie werden nicht egequirt, die dafür bestellten Organe nehmen die Sache aus begreiflichen Gründen auf die leichte Achsel, und so ist der Unfug empörend, der von den Verkäufern getrieben wird. Es ist schauerlich, wenn man weiß wie die Qualität und Quantität der Naturprodukte durch die raffinierteste Verfälschung und Verkürzung im Maaß und Gewicht für Gesundheit und Tasche unerträglich gemacht werden. Kein Mittel wird unversucht gelassen, um die Käufer zu hintergehen, und den größtmöglichen Gewinn zu erzielen. Das ganze Biergespann der Elemente Erde, Luft, Feuer und Wasser, im Geleite der Kunst, werden angewendet, um den verschiedenen Gegenständen des Marktes dasjenige Aussehen und Volumen zu geben, welches die

Käufer für unerlässlich halten, wenn diese die erwartete Güte haben sollen. Das Fleisch wird mit Eis gebleicht und mit Luft aufgedunsen, um ihm Frische und Fülle zu geben, die Butter wird gefärbt, und die altes und ranziges Fett enthaltenden „Strigel“ mit einer dünnen Kruste frischer Butter umhüllt und als frisch gepriesen und verkauft. Die Milch wird nach homöopathischen Grundsätzen verdünnt und Mehl beigemischt, was wohl das erträglichste wäre, aber sie wird auch mit Gypsmehl und Pottasche versetzt, um ihr die durch das beigefüllte Wasser gegebene blaue Farbe zu benehmen, und sie vor dem Gerinnen zu bewahren. Den Beschluß dieses chemischen Prozesses macht der mit Seife eingeschmierte Rührlöffel, durch welches einfache Mittel die Milch den Schaum erhält, der nach dem brockhausschen Conversationslexicon, „Schmetten, Sahne, Obers oder Rahm“ benannt wird. Durch diese Alchymie wurden im verfloffenen Jahre mehrere Familien vergiftet. Wo ist der durch das Finanzpatent zu einer traurigen Berühmtheit gekommene Graf Wallis, der seiner Zeit häufig in den Morgenstunden durch die Straßen eilte und den Milchweibern höchst eigenhändig diese Rührlöffel zerbrach? Wollen Sie noch einige Ovid'sche Metamorphosen kennen lernen?

Alte Hennen werden vermöge einer geschickten Metamorphose in gemästete Kapannen umgewandelt, indem ihnen durch eine schmerzlose Operation, ohne Anwendung des Schwefeläthers, der Kamm abgenommen wird.

Weizenmehl wird mit Korn- und Kukuruzmehl, Kornmehl hingegen mit Gerstenmehl gemengt; dabei ist der Preis hoch und noch immer im Steigen begriffen, trotz der Ueppigkeit aller Feldfrüchte und ihrer binnen kaum funfzig Tagen bevorstehenden Einfechtung. Den hohen von den Müllern willkürlich gestellten Mehlpreisen sollte die projectirte Dampfmühle mit einem Schlage abhelfen, so wurde vorher gesagt und sanguinisch gehofft. Die Dampfmühle prangt zwar vollendet am Smichow und ihr rauchender Schloß gibt der Hauptstadt Kunde von ihrer Thätigkeit, allein sie hat durch ihre Erzeugnisse auf die allgemeinen Preise nicht nur nicht gewirkt, sondern ihr Tarif ist ein höherer als jener der Wassermühlen und so dient sie den Letzteren vielmehr zum Vorbilde ihre Preise derselben gleichzustellen. Dies wird indeß erklärbar, wenn man die Organisirung der Dampfmühl-Verwaltung und der eleganten Herstellung des ganzen Etablissements kennen gelernt. Das Verwaltungspersonal wird hoch besoldet, die Betriebskosten sind groß, weshalb der Aufwand dem Gewinne gegenüber in keinem Einklange zu stehen scheint, und so zeigt sich dieses in edelster Absicht geschaffene Institut bis jetzt noch nicht der gehegten Erwartung entsprechend.

Auch das Bier — dieses dem Böhmen „angestammte“ Getränk — auch das Bier wird verkümmert theils durch den hohen Preis, theils durch die sogenannten kalten Gebräue, wodurch nach den Ergebnissen ärztlicher Untersuchungen eine wahre, die menschliche Gesundheit zwar langsam aber sicher zerstörende Aqua Tofana erzeugt wird. Der Preis dieser böhmischen Malwasters ist gegenwärtig acht bis zehn Kr. C.-M. pr. Maas, fast auf gleicher Höhe mit dem Weine, während sie noch vor einigen Jahren blos mit vier oder fünf Kr. ausgeschänkt wurde, ein Preis, bei welchem es dem Offizier, Beamten und andern Besoldeten zum Opfer, dem Soldaten, mindern Gewerbsmann und Tagelöhner aber zur positiven Unmöglichkeit wird, ein Glas seine physischen Kräfte stärkendes Bier zu genießen.

Sonderbar, daß Böhmen das Land wo der beste Hopfen gedeiht, namentlich in den ausgedehnten Pflanzungen von Saaz, und wo in allen Gauen der Anbau der Gerste nach großartigem Maßstabe betrieben wird, sein gutmüthiger Bewohner verurtheilt ist, ein schlechtes und theures Bier zu trinken, mittlerweile der Baier, der Gerste und Hopfen in großen Quantitäten aus Böhmen holt, ein anerkannt gutes nach den bewährtesten Regeln der Bierbrauerkunst erzeugtes Bier und dazu um einen mäßigen Preis erhält (daselbe kostet dort noch immer nicht mehr als sechs Kr. rheinisch oder fünf Kr. Conv.-M.) Was sind die Ursachen? wird die billige Frage sein; und die Antwort lautet: einerseits die nicht unbedeutende Steuer Auflage, so behaupten die Brauer, andererseits und dies viel wahrscheinlicher — indem Thatfachen dafür sprechen — die Gewinnsucht der Letzteren. Faktisch ist, daß ziemlich alle Brauer reich sind und ein luxuriöses Leben führen, denn die Einrichtung ihrer Gemächer, ihre Kleider und die Equipagen mit gallonirten Kutschern und Dienern sind kaum zu unterscheiden von jenen der Hochgeborenen des Landes.

Sanitätsrückichten, Humanität und politische Klugheit müßten eigentlich die Regierung auffordern, daß sie selbst für eine gute und wohlfeile Erzeugung eines Getränkes Sorge trage, welches ein nicht geringer Factor in Haushaltungen, bei öffentlichen Unterhaltungen Alles ist; allein die Regierung und Stände verfolgen in dieser Beziehung zu sehr fiscalische und selbstsüchtige Zwecke. Die Regierung will an der Steuer, die Grundobrigkeiten an ihrem sichern Gewinn nichts verlieren, nur das Publikum ist verdammt Geld und Gesundheit zum Opfer zu bringen. Ohne Zweifel aber ist für Beide das bestehende System unrichtig und nicht von den Folgen begleitet, die ein anderer Zustand der Dinge hervorrufen würde. Ein gutes und billiges Bier steigert den Verbrauch, daher auch den Gewinn. In noch höherer Potenz wäre dies der Fall, wenn der die menschliche Gesundheit verpestende Branntwein, dieses Erbübel der arbeitenden Klasse, das so viele physische und moralische Leiden erzeugt, gänzlich verboten und unterdrückt würde. Die für die Gesammtheit daraus entspringende große Wohlthat wäre, daß dadurch der Genuß dieses schädlichen Getränks unmöglich gemacht, und daß eine große Menge von Naturprodukten zur Nahrung erübrigt werden möchten.

Der Staat verbraucht einen großen Theil der für die Biererzeugung eingehobenen Verzehrungssteuer auf Regie-Auslagen, namentlich für die Finanzwache, jenes Janitscharen-corps, das gänzlich demoralisirt, und unter den gegenwärtigen Verhältnissen nie das werden kann, was damit beabsichtigt wird, weil die Zahlung vom Staate schlechter als diejenige ist, die sie von den Gesetzübertretern empfängt. Referent kennt Details aus dem Munde eines Eingeweihten: Ist ein Biergebräu angemeldet, und die Abgabe anticipando bezahlt worden, so entsendet der betreffende Kommissär nach Umständen einen oder zwei dieser Biergarde mit einer ihre Berrichtungen bestimmenden Tagesliste in das Brauhaus zur Ueberwachung der Operation. Was aber nicht immer geschieht, ist eben die Ueberwachung, denn die Männer des Gesetzes haben Taschen und Magen, die gefüllt sein wollen. Der vorgeschriebene Rapport aber wird genau und auf das Strengste erstattet. Der Act ist vollzogen, aber der Brauer erzeugte sein Decoct nach Belieben. Treten indeß die seltenen Fälle ein, wo die Personen sich schroff ent-

gegen stehen, so wird wohl genau die versteuerte Fässeranzahl erzeugt, aber eines Doppelbiers, das nachher durch das kalte Gebräu verdünnt wird, und so die Defraudation und der unsichtbare Gesundheitsmord an Tausenden begangen. Dem würde vorgebaut, wenn die Bier- oder Getränkesteuer ganz nach einfachen Grundlagen erhoben werden möchte. Läßt sich das Bierbrau=Monopol so schwer als ein der Grundsteuer unterliegendes Object denken? Könnte nicht eben so wie dort von dem möglichen Ertragnisse die Siebigkeit ermittelt werden? Gewiß, denn man kennt in dieser Beziehung genau die Ergebnisse einer unendlichen Reihe von Jahren, die in den bestehenden Registern hinterlegt sind, und wonach ein verlässlicher und ziemlich untrüglicher Durchschnitt gezogen werden könnte, der die Basis der Steuerschuldigkeit bilden möchte. Diese würde unbeirrt eingehoben werden, ob das Ertragniß für das Steuerjahr größer oder kleiner sich darstellen möchte, denn das Ertragniß wäre eine Folge des Bierabfages, dieser aber bedingt ein gutes Bier, folglich wäre diese Art der Steuerhebung der sichere Sporn zu einer bessern Biererzeugung. Die Staatsverwaltung hätte nur zu überwachen, daß ein vollkommen gesundes und nur ein gehörig ausgegorenes Getränk erzeugt und ausgeschenkt werde. Der Vortheil wäre augenscheinlich, sowohl für den Staat als für die Brauberechtigten und das consumirende Publikum, denn der erstere würde den Heuschreckenschwarm von Finanzwächtern, Ober- und Unter-Commissären, Respicienten und wie sie alle heißen, die sichtbaren und unsichtbaren Hebel dieser Dienstbranche mit den ihr anklebenden großen Ausgaben ersparen, da diese Steuer ohne alle Schwierigkeit durch die öffentlichen Steuereinnahmer unentgeltlich erhoben werden könnte; die zweiten entgingen der lästigen Zeit und geldraubenden und Alles beschnobernden Ueberwachung, die tausendfältig umgangen und immer zur Chicane wird, für das genießende Publikum aber wäre der Hauptzweck erreicht, ein gutes den Preisen der andern Lebensmittel analoges Getränk zu erhalten. Zunächst wäre es die Aufgabe der Landstände eine wohlervogene und wissenschaftlich praktische Proposition zu stellen und ihren Einfluß anzuwenden, damit in diesem Zweige der National=Deconomie die zweckmäßige Reform eingeführt werden möchte.

Die Verhandlungen der Stände haben diesmal den ganzen Bonnemonat hindurch gedauert, ob sie aber ihnen selbst oder Andern zur Wonne gereichen werden, steht in Frage. Die Achse, um die sich die Hauptberathungen gedreht, sind immer und immer wieder die ständischen Privilegien. So lange jedoch der Bauer- und Bürgerstand nicht in angemessener Anzahl von Mitgliedern gehörig vertreten wird, so lange bleibt das Ständewesen in Böhmen ein Stückwerk, und der Thron wird nie von den Bedürfnissen des Landes auf diesem Wege das Geeignete und Wahre erfahren. Unter andern das innere Geschäftsleben bezweckende Angelegenheiten hat der Stand der Geistlichkeit für die zwei austretenden Besitzer des permanenten Landesauschusses Andere gewählt, und da die Wahl zwei erleuchtete und besonders humane Prälaten getroffen, so ist diese Thatsache immer ein Gewinn für diejenigen, die mit diesen Männern zu verkehren ihre Bestimmung haben, zumal da es unter dem Clerus und den Laien bekannt, daß bei einem der Krummstabträger grade kein Ueberfluß von Höflichkeit zu entdecken ist.

p.

(Verspätet.)

Schluß der ständischen Versammlung. — Musterwirthschaft und Communalwesen.

Den 1. Juni hat die Ständeversammlung ihren Schluß erreicht. Der letzten Sitzung waren zwei bedeutende Anträge vorbehalten; doch wurde Debatte und Erledigung beider — vertagt.

Mag die Vertagung des einen Gegenstandes auch zu beklagen sein, so ist uns dieselbe doch willkommen, um den Preis, daß auch der zweite der Vertagung, wir wollen hoffen auf sechs Monate, nach englischem Brauche, anheimfiel.

Dieser vertagte zweite Gegenstand betraf die Gründung einer Ackerbauschule auf Landeskosten, und allerdings erscheint ein solcher Antrag, von ferne betrachtet, ganz unschuldig, ja löblich sogar, so wie es auch richtig sein mag, daß wir der Schulen viele besitzen, und der Schulresultate blutwenig, daß der Ackerbau auf einer Schule, wenn auch mit praktischem Unterrichte, kaum gründlich erlernt wird, besonders bei uns, wo die Zahl der Lehrer oft von ganz andern Rücksichten, als denen wirklicher Befähigung bestimmt wird, wie dies mancher Lehrgang am technischen Institute zum Jammer der Schüler beweist. Diesmal aber hat es mit dem Antrage jener Ackerbauschule im großen Style ganz Besonderes zu bedeuten, denn zur Ausführung des Projectes soll auf Landeskosten eine große Herrschaft im Werthe von beiläufig 500,000 Fl. C. M. gekauft, auf dieser Herrschaft soll die Schule gegründet, der ganzen Anstalt soll ein Director (etwa ein Landstand?) mit bedeutendem Gehalte vorgesezt werden, und gar Sonderbares erzählt das böse Gerücht über die eigentlich nächsten Tendenzen des ganzen Projectes, weil sein Auftauchen großartiger Kameraderie angeblich verdanken, und zunächst die Verwerthung einer sehr bedeutend verkäuflichen Herrschaft zum Zwecke haben soll, deren climatische Lage und Bodenbeschaffenheit noch überdies, wie behauptet wird, zu den Zwecken einer Ackerbauschule, seiner Muster- und Probe-wirthschaft gar nicht taugte. Wir lassen das unerörtert, und freuen uns über die — Vertagung des Antrags in dieser Gestalt, welche, so Gott will, für immer gelten möge.

Der zweite zweckmäßigere und bei weitem edlere Antrag von Grafen Franz, Grafen Thun, Sohn, gestellt, seine Majestät um Gewährung freier Municipalverfassung zu bitten, ward vertagt, damit der Antrag näher entwickelt und entschiedener gestellt, nochmals zur Verhandlung komme, welcher wir vom Herzen gute Erfolge wünschen, ohne sie jedoch hoffen zu können.

S. S.

VII.

N o t i z e n .

Ein sächsischer Staatsmann über Oeffentlichkeit. — Der Prospectus zur deutschen Zeitung. — Das Duell des Herrn von Gagern. — Neueste Romantik in Spanien. — Die deutschen Kleinfädter in Paris. — Heine. — Bibelstudien.

— In Bezug auf den Neubau der Dresdner Gemäldegallerie ist bei Brockhaus eine kleine Schrift erschienen, die man allgemein einem hochgestellten sächsischen

Staatsmann (die Augsburgische Allgemeine nennt gradezu den Minister von Wietershheim) zuschreibt. Die darin verhandelte Frage ist zu speziell, um sie hier auseinander zu setzen; wohl aber sind einige Worte in der Einleitung, grade weil sie aus solcher Feder kommen, sehr zu berücksichtigen. „Warme Theilnahme an öffentlichen Dingen — sagt der Verfasser — ist stets erfreulich. Selbst wenn sie aus trüber Quelle fließt, selbst wenn sie einseitig, oder irrig ist, soll dies weder Befremden noch verlegen. Kein Licht ohne Schatten. Ernstige Betrachtung aber verdient immer und überall, besonders bei wichtigen und zweifelhaften Fragen, die von dem Urtheile redlich Wollender geleitete öffentliche Meinung. Würdiger und besser sei, wo möglich gewinnen, oder doch beruhigen, als schroffes Zurückweisen, oder gleichgültiges Uebersehen.“ — Wahrlich ein schönes und männliches Glaubensbekenntniß. Möchten doch die Herren, die in nächster Zeit über die Angelegenheiten Deutscher in Frankfurt tagen werden, sich diese goldenen Worte des sächsischen Staatsmannes als Motivtafel an die Wände des Saales schreiben lassen —

— Der Prospect der neuen deutschen Zeitung, von Gervinus, liegt uns nun vor. Von dem Namen ihres berühmten Herausgebers, von der großen Zahl ausgezeichneten Staatsmänner, die er für seine Zwecke zu gewinnen gewußt hat, läßt sich Bedeutendes erwarten, und wir begrüßen das Unternehmen, als ein Organ des gemäßigten oder entschiedenen Liberalismus, mit Freuden. Mit dem Prospect selbst können wir uns nicht so einverstanden erklären; er gibt zu viel und zu wenig. Zu viel, denn er enthält in Kurzem alle möglichen politischen Fragen, die sich doch erst in der Discussion entscheiden können, schon beantwortet, und kann eben dieser dogmatischen Fassung wegen nicht Alle befriedigen; zu wenig, denn er spricht sich über das Aeußere, die Einrichtung seines Blattes und dessen Organismus zu wenig aus, abgesehen davon, daß der Styl, in dem er abgefaßt ist, nicht eben frisch und lebendig zu nennen ist. Jedenfalls wird in kurzer Zeit die That selbst mehr sagen, als die Erklärung, was man thun will.

— Herr von Gagern wird sich nicht duelliren! Dies ist vernünftig, redlich und doch — fatal! Es ist vernünftig und redlich, daß ein noch junger Mann, der eine schöne und edle Zukunft vor sich hat, der eine Stütze der Fortschrittspartei in seinem Vaterlande ist, der das Vertrauen seiner Mitbürger genießt, von dessen Talent Vieles zu hoffen ist, sich nicht dem mörderischen Würfelspiel aussetzt, daß ihm sein Gegner im Wahnsinn der Wuth anbietet, ein Gegner, der vielleicht nichts mehr zu verlieren hat in dieser Welt, dem vielleicht das Leben eine Last ist und der nun quitte à double spielen will und sein eigenes wenig neidenswerthes Leben gegen ein reines, unbeflecktes, zehn und hundert Mal werthvolleres auf's Spiel setzt. Ich sterbe mit den Philistern, rief Simson aus, hier ruft ein Philister ich sterbe, aber der junge kräftige Simson muß mit! Darum aber ist die Ablehnung des Duells eine Fatalität! Georgi soll sich nicht rühmen können, ein ehrlicher Mann habe vor ihm gezittert; es ist freilich dies ein Ruhm, den jeder wüthende — ja wie sage ich gleich — jeder wüthende . . . Wolf für sich in An-


spruch nehmen konnte. Allein ein wüthender . . . Wolf läuft einsam durch die Straße. Die „Mitwölfe“ heulen nicht vor Freude, wenn ein vernünftiger Mensch dem Anfall ausweicht. Um dieser Mitwölfe willen ist die künftige Position Gagern's fatal und wir sehen im Voraus, daß einer dieser Mitwölfe über kurz oder lang von Gagern's Muth sich wird überzeugen müssen. — Bei dem Allem verwundern wir uns über die „sonderbare“ Sanftmuth der großherzogl. hessischen Regierung, die derlei Dinge unter ihren Augen verhandeln ließ ohne einzuschreiten!

— Spanien will durchaus seinen romantischen Charakter behalten und Europa stets mit neuen Romanen versehen. Es ist eine wahre Liebesfeuche im Hause der spanischen Bourbonen eingerissen: Alles fühlt der Liebe Freuden, schnäbelt, tändelt, herzt und küßt, von Madame Mugroz an, die ganze Infantenschaft durch. Nun will auch die Königin abdanken, ihre Ehe für nichtig erklären (Grund dazu ist nach dem canonischen Recht vorhanden) und den General Serrano heirathen. Wirthschaft Horatio, Wirthschaft, das Gebackene von dem ersten Heirathsschmaus gibt kalte Hochzeitschüsseln — würde Hamlet sagen —

— Kogebue's deutsche Kleinstädter wurden kürzlich in französischer Bearbeitung im Palais Royal aufgeführt und — wie der Voleur sagt der schlechten Aufführung wegen — ausgepiffen. Das Stück hatte übrigens eine eigene Wanderung gemacht. Vor circa 50 Jahren fand der französische Schauspieler und Lustspiel-dichter Picard in einer Stelle von La Bruyere den Stoff zu einem Stück „la petite Ville.“ Kogebue machte seine „deutschen Kleinstädter“ aus diesem Stück und jetzt läßt es ein Mr. Narrey wieder unter dem Titel „les notables de l'endroit“ in seine Heimat zurückwandern.

— Heinrich Heine befindet sich seit Kurzem abermals in den Pyrenäen, um in einer der dortigen Heilquellen Linderung seiner Leiden zu finden.

— Abermals hat sich Jemand, und zwar diesmal ein Dr. Richard Dickson in Amerika, die Mühe genommen, die Worte und Buchstaben der Bibel zu zählen. Er zählte daran drei Jahre lang, täglich acht Stunden, und brachte heraus, daß die Bibel 31,173 Verse, 773,692 Worte und 3,566,480 Buchstaben enthalte. Der Name Jehova findet sich darin 6855mal und das Bindewort und 45,227mal vor. Die Mitte der Bibel bildet der 117. Psalm. — Das heißt doch seine Zeit gut angewendet!

 Wiederholt bitten wir unsere Herren Correspondenten (mit Ausnahme jener, denen wir besondere Adressen angaben) Briefe und Packete unter der Adresse des Redacteurs oder der Verlagshandlung **nach Leipzig** zu adressiren.

Verlag von **Fr. Ludw. Herbig.** — Redacteur: **J. Kuranda.**

Druck von Friedrich Andrä.